

Romeo und Julia auf dem Dorfe



An einem Septembermorgen pflügen die Bauern Manz und Marti bedächtig ihre Äcker, die nahe beisammen liegen, nur von einer mit Steinen und hohem Unkraut bedeckten Fläche getrennt. Als die Sonne höher steigt, bringen zwei Kinder, Sali (Salomon), Manz' siebenjähriger Sohn, und Vrenchen, Martis fünfjährige Tochter, den Imbiss für die Feldarbeiter. Die Väter, gute Nachbarn, nehmen ihn gemeinsam ein. Dabei unterhalten sie sich über den brach liegenden Acker zwischen ihren Feldern. Beide möchten ihn gerne besitzen, doch er steht nicht zum Verkauf, da der ehemalige Eigentümer längst verstorben ist und die Behörden erst feststellen müssen, wem er jetzt gehört.

Zwar hat sich ein Heimatloser gemeldet, der mit fahrendem Volk in den Wäldern lebt und bald als Kesselflicker, bald als Musikant auf Kirchweih und Hochzeiten



sein Brot erwirbt. Man nennt ihn den schwarzen Geiger. Dieser behauptet, er sei der Enkel des einstigen Eigentümers und der Acker gehöre ihm als dessen rechtmäßigem Erben. Manz und Marti geben wie alle älteren Dorfbewohner zu, dass der Heimatlose dem verstorbenen Eigentümer wie aus dem Gesicht geschnitten gleicht. Doch er besitzt keinen Taufschein, und ohne ein solches Papier ist niemand verpflichtet, ihm Herkunft und Anrecht zu bezeugen. Manz: „Sollen wir unsern Taufstein tragbar machen und in den Wäldern herumtragen? Nein, er steht fest in der Kirche!“[1] Am Ende der Unterredung sind sich die Nachbarn einig, abzuwarten: herrenlose Äcker werden nach Ablauf einer Frist versteigert, – Gelegenheit, sie billig zu erwerben.



Während ihre Kinder auf dem steinigen Feld spielen und unter Mohnblüten ein Mittagsschläfchen halten, setzen die Väter ihr Tagewerk fort. Zum Schluss schneidet sich jeder mit seinem Pflug noch eine tüchtige Furche von dem Stück Brachland zwischen ihren Äckern ab.

Es kam eine Ernte um die andere, und jede sah die Kinder größer und schöner und den herrenlosen Acker schmaler zwischen seinen breitgewordenen Nachbarn. Endlich ist die Frist verstrichen, der Acker wird versteigert. Es finden sich nur zwei Bieter, Manz und Marti. Manz erhält den Zuschlag und verlangt von Marti sofort den Flicker Land zurück, den dieser sich zuletzt durch schiefes Pflügen zusätzlich angeeignet hat. Als Marti darauf nicht eingeht, lässt Manz die vielen Steine auf seinem neuen Land einsammeln und zu einem Haufen aufschichten, genau auf dem strittigen Dreieck. Marti zieht vor Gericht und von diesem Tage an lagen die zwei Bauern im Prozess miteinander und ruhten nicht, ehe sie beide zugrunde gerichtet waren.

Jahre dauert der Niedergang und macht aus angesehenen Männern, die kein Wort zu viel redeten und keinen Pfennig zu viel ausgaben, Prahler und Verschwender, die in Wirtshäusern ihre falschen Ratgeber – Seldwyler Advokaten und Spekulanten – bei Laune halten und in ständiger Geldnot auf jeden Lotterieschwindel hereinfallen. Niemand nimmt sie mehr ernst. Sie lassen ihre blühende Landwirtschaft verkommen und tyrannisieren ihr Gesinde und ihre Familien. Je tiefer beide ihr Unglück empfinden, desto höher lodert ihr Hass: Sie spien aus, wenn sie sich nur von weitem sahen; kein Glied ihres Hauses durfte mit Frau, Kind oder Gesinde des Andern ein Wort sprechen, bei Vermeidung der größten Misshandlung. Die glückliche Kindheit Salis und Vrenchens ist dahin. Vrenchen, kaum 14 Jahre alt, verliert ihre Mutter, die von Zank und Kummer krank wird und stirbt. Manz' Frau folgt dem schlechten Beispiel ihres Mannes und wirtschaftet den Hof vollends herunter. Für sein letztes Geld kauft sich Manz eine elende Seldwyler Schenke, obwohl er zum Wirt so wenig taugt wie seine Frau zur Wirtin. Anfangs füllt sich die Gaststube noch mit Leuten, die aber nur kommen, um sich über die ungeschickten Wirtsleute zu amüsieren.



Als die Gäste ausbleiben, kehren Müßiggang und Mangel ein. Sali, inzwischen 19, stellt sich mit seinem Vater zu den Seldwyler Arbeitslosen an den Fluss, um mit Angeln die Zeit zu verbringen und nebenbei etwas Essbares aufzutreiben. Eines Tages wandern sie ein Stück flussaufwärts. Am Himmel drohen düstere Wolken. Auf halbem Weg zwischen Stadt und Dorf stoßen sie auf Marti, auch er getrieben von Not und Langeweile. Vrenchen muss ihm das Angelzeug nachtragen. Während das Gewitter ausbricht, beginnen die alten Männer, sich zu beschimpfen. Es folgen Schläge und ein Handgemenge auf schmalen Steg, bei dem einer den anderen ins

Wasser zu stoßen versucht. Gemeinsam gelingt es Sali und Vrenchen, die Kämpfenden zu trennen. Dabei berühren sich zum ersten Mal seit der Kindheit ihre Hände. Ein Strahl des Abendlichts erhellt Vrenchens Gesicht. Sie lächelt flüchtig und Sali ist erstaunt über ihre Schönheit.

Auf dem Rückweg spürt Sali weder Sturm noch Regen und tags darauf sieht und hört er nichts vom elenden Streit der Eltern. Er versucht, sich Vrenchens Gesicht



vorzustellen, und als das nicht gelingt, wandert er hinaus ins Dorf, um es zu sehen. Unterwegs begegnet ihm Marti und wirft ihm böse Blicke zu, hat es aber eilig, in die Stadt zu kommen. Sali findet Vrenchen im halbverfallenen Elternhaus. Aus Furcht vor der Rückkehr des Alten und vor dem Gerede der Dorfbewohner verabreden die beiden ein heimliches Treffen auf dem Acker, wo sie einst als Kinder spielten, dem einzigen, der Marti noch gehört. Unbemerkt von den Leuten gelangen sie dorthin und schlendern den Hügel hinab zum Fluss, in dem sich die weißen Wolken des Julihsimmels spiegeln; dann wieder hügelauf, glücklich Hand in Hand, ohne viel miteinander zu sprechen. Plötzlich geht vor ihnen ein schwarzer Kerl. Sie erkennen ihn an der Geige, die er unter dem Arm trägt, und folgen ihm wie gebannt zu dem Steinhafen, den Manz errichtet hat und der nun feuerrot vom blühenden Mohn überwachsen ist. Der Kerl schwingt sich hinauf und redet sie an: „Ich kenne euch, ihr seid die Kinder derer, die mir den Boden hier gestohlen haben!“ Sie hören nun zum ersten Mal vom Unrecht, das ihre Väter begingen, als sie noch Kinder waren. Es betrübt sie; aber nicht lange. Denn kaum hat der Geiger sie verlassen – ohne ihnen zu drohen oder Böses zu wünschen – muss Vrenchen über sein komisches Aussehen lachen. Lachend legen sich die beiden ins hohe Korn. Sie küssen sich, hören den Lerchen zu und führen verliebte Gespräche. Vrenchen windet sich einen Kranz aus Mohnblumen und setzt ihn auf.

Mittlerweile hat Marti Verdacht geschöpft und ist ihnen nachgeschlichen. Als sie aus ihrem Versteck treten, stürzt er sich tobend vor Wut auf Vrenchen, schlägt ihr den Kranz herunter und reißt sie an den Haaren mit sich fort. Da ergreift Sali, halb in Angst um Vrenchen und halb im Jähzorn, einen Stein und schlägt ihn damit auf den Kopf. Der Alte fällt, liegt ohnmächtig, atmet aber noch. Verzweifelt versprechen Sali und Vrenchen einander, nichts von dem Vorfall zu verraten, und trennen sich, nachdem Sali ein Kind ins Dorf um Hilfe geschickt hat. Marti erwacht zwar wieder, entsinnt sich aber nur dunkel an das Vorgefallene und so, als sei ihm etwas Lustiges passiert. Vrenchen pflegt ihn wochenlang und bringt ihn wieder auf die Beine. Doch er bleibt geistig verwirrt, ein harmlos-fröhlicher Narr, den die Behörde auf Kosten der Dorfgemeinde in eine Anstalt einweist. Zugleich wird sein letzter Besitz gepfändet und Vrenchen verliert das Dach über dem Kopf.

Sali hat erfahren, was geschehen ist, und sucht Vrenchen auf. Sie sprechen über ihre trostlose Zukunft: es bleibt ihnen nichts übrig, als sich in der Fremde eine Stelle zu suchen, Vrenchen als Dienstmagd, Sali als Soldat oder Bauernknecht; denn auch ihn treibt es von zuhause fort, nachdem seine Eltern sich inzwischen mit Dieben eingelassen haben und zu Hehlern geworden sind.



Am traurigsten aber macht sie der Gedanke, dass sie verschiedene Wege gehen werden. So fassen sie den Plan, noch einen einzigen schönen Tag zusammen zu verbringen und, da gerade Kirchweih ist, miteinander zu tanzen. Um dafür etwas Geld zu haben und Vrenchen Tanzschuhe zu besorgen, verkauft Sali seine silberne Taschenuhr, das letzte, was ihm aus bessern Tagen geblieben ist. Als Vrenchen ihr Haus endgültig verlassen muss – an einem schönen Sonntagmorgen im September – wandern sie ins Land hinaus, um in irgendeinem Dorf am Tanz teilzunehmen. Da sie ein hübsches Paar darstellen und sich so gut gekleidet haben als ihre Armut erlaubt, begegnet ihnen jedermann mit Achtung. Beim Mittagmahl hält eine freundliche Wirtin sie sogar für ein Brautpaar auf dem Weg zur Trauung. Sie widersprechen nicht, ziehen weiter und je näher sie dem Festplatz kommen, desto mehr glauben sie selber daran, Braut und Bräutigam zu sein. Sie kaufen sich vergoldete Ringe und

Geschenke aus Lebkuchen, er ihr ein Haus, sie ihm ein Herz: „Ach,“ seufzte Vrenchen, „du schenkst mir ein Haus! Ich habe dir auch eines und erst das wahre geschenkt; denn unser Herz ist jetzt unser Haus“.

Als Besucher aus ihrem Heimatdorf sie erkennen und zu tuscheln beginnen, meiden sie den Tanzboden des reichen Gasthofs und suchen ein abgelegenes Wirtshaus auf, das „Paradiesgärtlein“, wo sich die armen Leute vergnügen. Dort begrüßt sie der schwarze Geiger wie alte Bekannte: „Ich habe doch gewusst, dass ich euch noch einmal aufspielen werde. So macht euch nur recht lustig, ihr Schätzchen!“ Sie mischen sich unter die Tanzenden. Der Mond geht auf und beleuchtet das seltsame Fest der Heimatlosen, das immer mehr einer Hochzeit ähnelt. Der schwarze Geiger rät Sali und Vrenchen, sich ihnen anzuschließen und ihr ungebundenes Leben in den Bergen zu teilen: „da brauchet ihr keinen Pfarrer, kein Geld, keine Schriften, keine Ehre, kein Bett, nichts als euren guten Willen“. Die heimatlosen Hochzeitsgäste, von Sali mit Wein und Speisen frei gehalten, beglückwünschen das Brautpaar und veranstalten mit ihm eine spaßhafte Trauung. Nach Mitternacht führt der schwarze Geiger die trunkene, singende und tanzende Gesellschaft über die nächtlichen Felder in Richtung Berge. Sali und Vrenchen lassen sich mitreißen, und als es durch



Vaterhäusern vorbei geht, ergriff sie eine schmerzhaft wilde Laune und sie tanzten mit den Andern um die Wette hinter dem Geiger her, küssten sich, lachten und weinten. Auf dem Hügel aber, bei den drei Äckern, bleiben sie hinter dem tollen Zug zurück und warten, bis Musik und Gelächter in der Ferne verklingen. „Diesen sind wir entflohen,“ sagte Sali, „aber wie entfliehen wir uns selbst?“ Da sie beide nur zu gut wissen, dass es ohne lange Trennung und Gefahr der Untreue keine Zukunft für sie gibt, beschließen sie, einander auf der Stelle anzugehören und dann zu sterben. Sie tauschen ihre Ringe. Unten rauscht der Fluss. Sie wählen ein am Flussufer angebundenes, mit Heu beladenes Schiff zu ihrem Hochzeitsbett, klettern hinauf und machen es los. Der untergehende Mond, rot wie Gold, legte eine glänzende Bahn den Strom hinauf, und auf dieser kam das Schiff langsam überquer gefahren. Als es sich der Stadt näherte, glitten im Frost des Herbstmorgens zwei bleiche Gestalten, die sich fest umwanden, von der dunklen Masse herunter in die kalten Fluten. Am Tag darauf findet man in der Stadt das verlassene Heuschiff und wenig später weiter flussabwärts die beiden Leichen.

